

MARKUS HÖRSCH: Sankt Afra in Schelklingen. Die Wandmalereien, hg. v. WOLFGANG SCHÜRLE (Alb und Donau – Kunst und Kultur, Bd. 38) Biberach: Dr. Karl Höhn 2004. 120 S., 92 teils farb. Abb. Geb. € 19,50.

Durch die Förderung des Landratsamtes des Alb-Donau-Kreises wird eines der kleinen, aber bedeutenden Kunstwerke unseres Landes endlich gebührend gewürdigt: die St. Afrakapelle in Schelklingen. Der Verfasser stellt einleitend die Baugeschichte der Kapelle ausführlich dar. Die dendrochronologische Untersuchung des Dachstuhlgebälks lässt die Entwicklung des Kapellenbaus erschließen. An das 1262 gedeckte Langhaus wurde 1303 auf dem heutigen Grundriss der Rechteckchor angefügt oder neu gedeckt, was der Verfasser aber für weniger wahrscheinlich hält. Das Langhaus erhielt 1375 das jetzige Dachwerk und 1456 wurde der Chor erhöht und mit dem heutigen Dachwerk versehen. Zumindest für das Dachwerk hat sich damit die vom Rezensenten bereits 1978 – ohne dendrochronologische Untersuchungsergebnisse – geäußerte Ansicht bestätigt, dass die St. Afrakapelle in zeitlicher Nähe zu einem Neubau des Klosters Ursprung 1258 errichtet wurde. Der Verfasser geht auch ausführlich auf die Ursprünge der St. Afrakapelle und der Schelklinger Stadtkirche ein, wobei er die bisherigen Forschungsergebnisse zusammenfassend referiert. Bedauerlich ist dabei, dass er nicht den vor 1262 bestehenden Kapellenbau rekonstruiert und näher behandelt, sondern nur in einer Anmerkung auf die vom Rezensenten 1978 veröffentlichten und damals selbst erhobenen Maßangaben aus der Grabung hinweist, obwohl er von dieser zwei Aufnahmen veröffentlicht. Der Verfasser untersucht die Restaurierungen der Fresken durch Leopold Weinmayer aus München 1881 und weist in einer eingehenden Darstellung des Christophorus im Langhaus und der weiteren Szenen des Freskenzyklus nach, dass diese in den 1330er, spätestens aber 1340er Jahren entstanden sind. Er sieht dabei Graf Konrad von Berg-Schelklingen, den letzten seines Geschlechts, als den Auftraggeber der Fresken, die sich an Vorbildern aus dem Umkreis der habsburgischen Hofkunst orientierten. Diese kunsthistorische Orientierung entsprach der politischen des Grafen. Leider wird nicht aufgrund der vom Rezensenten 1982 veröffentlichten Geschichte der Grafenfamilie Berg-Schelklingen und der Biographie des Grafen Konrad der Frage nachgegangen, ob sich in den Fresken Verbindungen theologischer oder hagiographischer Art feststellen lassen, die sich mit der Biographie des Grafen Konrad verbinden lassen, der vermutlich in seiner Jugend Kanoniker in Augsburg war und demnach sicher umfangreiche theologische Kenntnisse erworben und den Kult der hl. Afra aus nächster Nähe kennen gelernt hatte. Die Afrakapelle wurde Anfang des 16. Jahrhunderts einer zweiten Ausmalungsphase unterworfen, die der Verfasser ebenfalls näher vorstellt. Es ist dem Verfasser in seiner Arbeit gelungen, die bisherigen Ergebnisse der Forschung zu der Afrakapelle fortzuführen und abzurunden. Ein wichtiger Bestandteil der Arbeit, – vor allem auch als Dokumentation für die Zukunft über den Ist-Zustand der Fresken – sind deren hervorragende photographische Abbildungen. Damit ist ein Stück Forschungsgeschichte geleistet, das den Fresken und ihrer Kapelle den ihnen zukommenden Raum in der südwestdeutschen Kunstlandschaft gibt. Dafür ist dem Bearbeiter, aber auch den Förderern der Untersuchung im Landratsamt des Alb-Donau-Kreises herzlicher Dank zu sagen. *Immo Eberl*

9. Umschau

»Sagen Sie den Bürgern, dass ich mit ihnen zufrieden bin!« Die gnädigen Worte von Kurfürst Friedrich, die er mit Blick auf die ihm huldigenden Reutlinger Bürger an seinen Oberamtmann richtete, stehen symptomatisch für die Erkenntnis, die sich wie ein roter Faden durch alle Beiträge des 41. Bandes der *Reutlinger Geschichtsblätter* zieht: Es gab keine ernsthafte Gegenwehr gegen die Inbesitznahme der Reichsstadt Reutlingen durch Württemberg im Jahre 1802, auch keinen energischen Versuch, zumindest einige reichsstädtische Privilegien zu retten.

Der Jahresband ist im Gedenkjahr 2002 ganz dem Ende der Reichsstadtzeit und der Mediatisierung durch Württemberg gewidmet. Zwei kontrastierende und sich gleichzeitig ergänzende Jubiläumsvorträge stecken gewissermaßen das thematische Feld des Bandes ab. *Werner Ströbele* betrachtet die untergehende Reichsstadt, beleuchtet ihre Verfassung, die von Zeitgenossen immer wieder als Hort der Demokratie gelobt wurde, und fragt nach der Existenz einer spezifisch reichsstädtischen Identität und Kultur. Die Mediatisierung bedeutete aus dieser Perspektive einen

»großen Bruch«, da sie insbesondere das Ende der Zünfte als der bis dato entscheidenden politischen Größe der Stadt brachte und deren sozialisierende und gesellschaftsformierende Rolle beseitigte. *Heinz Alfred Gemeinhardt* erweitert die Perspektive und bezieht die weitere Entwicklung Reutlingens im 19. Jahrhundert in die Überlegungen mit ein. Die Mediatisierung der von politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Krisen geprägten Reichsstadt erscheint dann nicht mehr nur als Zerstörung der »reichsstädtischen Freiheit« und als Degradierung Reutlingens zur nachgeordneten württembergischen Landstadt. Vielmehr ebnete der Übergang an Württemberg auch den Weg für den kommenden wirtschaftlichen und strukturellen Aufschwung der Stadt, die ab 1818 als Regierungssitz des Schwarzwaldkreises auch als Verwaltungsmittelpunkt eine Aufwertung erfahren sollte.

Der wichtige und mit über 140 Seiten umfangreichste Beitrag von *Silke Knappenberger-Jans*, dem man an manchen Stellen eine straffere Darstellung gewünscht hätte, zeigt auf, wie die politischen Konflikte vom Ende der Reichsstadtzeit über die Mediatisierung hinaus andauerten und – so die überzeugende These der Autorin – das Verhalten der Reutlinger angesichts der württembergischen Übernahme mit bestimmte. Magistrat und Bürgerschaft waren tief gespalten in Anhänger des 1797 und 1798 zum Bürgermeister gewählten und zwischenzeitlich durch den Reichshofrat wieder abgesetzten Advokaten und Reformers Fetzer und seine vor allem in den Kreisen der oligarchischen Magistratsfamilien zu suchenden Gegner. Der sich ankündigende Verlust der Reichsfreiheit führte keineswegs zu einem Zusammenrücken der Konfliktparteien. Vielmehr schienen diese im übermächtigen künftigen Landesherrn eher den Bündnispartner gesucht zu haben, mit dessen Hilfe sie ihren innerstädtischen Konflikt auszutragen gedachten. Jedenfalls boten sich alle Kontrahenten den neuen Machthabern als Kooperationspartner an, sei es in der verbreiteten Hoffnung, über den Erhalt der reichsstädtischen Freiheiten verhandeln zu können, sei es auf der Suche nach einem Posten in württembergischen Diensten oder auch nur mit dem Ziel, wenigstens dem innerstädtischen Gegner zu schaden. Die Anbiederungen erwiesen sich letztlich als vergeblich. Württemberg ließ keinen Raum für reichsstädtische Privilegien, die politisch tragende Schicht der Handwerker und Kaufleute wurde ein Opfer der Professionalisierung des Magistrats und der kommunalen Ämter, und die beiden Hauptkontrahenten Fetzer und Cammerer wurden – letzterer zumindest anfangs – bei den Besetzungen übergangen.

Die Spaltung in »Parteien« zog sich auch durch den evangelischen Klerus. *Irmtraud Betz-Wischnath* ediert und kommentiert den Bericht über die erste Kirchenvisitation nach der Mediatisierung, die bereits im Oktober 1803 durch den württembergischen Oberkonsistorialrat Duttenhofer durchgeführt wurde. Bei Duttenhofer fällt die Kritik des Aufklärers, der den »hellern Geist unseres Zeitalters« (S. 372) vermisst und scharfzüngig insbesondere die mangelnden pädagogischen Fähigkeiten der Reutlinger Geistlichkeit rügt, mit dem Bestreben zusammen, Reutlinger Traditionen zugunsten einer württembergischen Einheitlichkeit abzuschaffen.

Der als »Rekrutenaufstand« bekannt gewordene Widerstand von einem Dutzend junger Männer bei ihrer Rekrutierung (hierzu der Beitrag von *Birgit Kayser*) blieb eine isolierte Episode, brachte aber der Stadt den zunächst ungeliebten Rang einer Garnisonsstadt. Bis 1811 und nochmals 1814/15 diente das ehemalige Franziskanerkloster als Kaserne. Beherrschender und nachhaltiger war jedoch der Eindruck der »Bezeugung allerergerbenster Untertänigkeit«. *Gerald Kronberger* beschreibt flüssig und anschaulich, wie der Besuch des Kurfürsten zur symbolkräftigen Inszenierung von Herrschaft und zum sichtbaren Unterwerfungsakt gestaltet wurde. Stand diese Herrschafts-Inszenierung noch in barocker und absolutistischer Tradition, so kündigt der Besuch des Naturwunders der Nebelhöhle bereits die neuen Formen württembergischer Identitätsstiftung an: Mit Wilhelm Hauffs Lichtenstein (1826) sollte die Höhle als romantisch verklärte Naturschönheit für Alt- und Neuwürttemberg gleichermaßen zum identitätsstiftenden vaterländischen Integrationsobjekt werden. Württemberg ging früh, noch vor der reichsrechtlichen Bestätigung der Mediatisierung durch den Reichsdeputationshauptschluss, und vergleichsweise radikal gegen die Symbole der Reichsunmittelbarkeit vor. *Martin Hoernes* und *Helen Wanke* befassen sich mit den systematischen Wappenzerstörungen, die – wie Chroniken belegen – den Bürgerstolz empfindlich trafen. Mit einem kleinen Katalog teilzerstörter reichsstädtischer Wappen weiten die Autoren den Blick auf das Gebiet des heutigen Baden-Württemberg. Als Hilfsmittel für die Forschung hat das Stadtarchiv ein archivübergreifendes thematisch gegliedertes Quelleninventar zusammengestellt.

Eine Edition von 41 dieser Texte, die meisten aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart und dem Staatsarchiv Ludwigsburg, beschließt das Jahrbuch.

Insgesamt profitiert der Band davon, dass das Themenfeld der Mediatisierung mit divergierenden Fragestellungen aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet wird, wodurch Tragweite und Facettenreichtum dieses für die Stadtgeschichte so wichtigen Umbruchs deutlich werden. Wiederholungen konnten dabei nicht immer vermieden werden.

Herbert Aderbauer

Die Beiträge des 42. Bandes der *Reutlinger Geschichtsblätter* (2003) reichen vom »Präboreal«, der nacheiszeitlichen Vorwärmzeit, bis in die Gegenwart. Diese enorme Zeitspanne verdankt der Band dem geologischen Beitrag von *Werner Grüniger* über die Ausprägung der Kalktufflandschaft im Oberen Wiesatzal bei Gönningen. Die prägnante Landschaft ist bekannt durch die Gönninger Seen und durch den Abbau des Kalktuffs, mit dem nicht zuletzt Großbauten der Nazizeit wie das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg oder das Berliner Olympiastadion, aber auch der erste katholische Kirchenbau der Nachkriegszeit in Oberesslingen errichtet wurden. Sie wurde 2003 durch einen Lehrpfad mit Schautafeln einer breiteren Öffentlichkeit anschaulich gemacht.

Zwei wissenschaftlich anspruchsvolle Vorträge von *Horst Carl* und *Rainer Loose* tragen dazu bei, dass dem Jahrbuch eine überregionale Rezeption zu wünschen ist. Anhand des Verhältnisses zwischen dem Schwäbischen Bund und einem seiner Mitglieder, der Reichsstadt Reutlingen, beleuchtet Carl die zentrale Bedeutung des Landfriedensbundes für seine im Vergleich zu den Fürsten mindermächtigen Mitglieder und damit für die föderale Tendenz in der deutschen Geschichte. Der Autor unterstreicht Reutlingens Bedeutung im Gründungsprozess und weist der Stadt aufgrund ihrer Nähe zu Württemberg und ihrer guten Beziehungen zum umliegenden Adel eine Vermittlerrolle in dem schwierigen Prozess zu, auch die Fürsten in den Bund einzubinden. Als Herzog Ulrich 1519 versuchte, sich Reutlingen einzuverleiben, verdankte die Stadt ihre politische Selbstbehauptung als Reichsstadt dem militärischen Eingreifen des Schwäbischen Bundes. Ambivalent ist die Rolle des Landfriedensbundes bei der Entfaltung der Reformation Reutlingens. Da der Schwäbische Bund die Interventionen des Konstanzer Bischofs primär als Eingriff in die Selbständigkeit der Reichsstadt deutete, verhalf er trotz seiner konservativen und altgläubigen Ausrichtung der Stadt zu dem Spielraum, in dem sich die Reformation entwickeln konnte. Nach der Ausbreitung der Reformation auf zentrale Mitglieder des Bundes wie Ulm und Nürnberg war ein konfessionsspezifisches Eingreifen des Bundes ohnehin ausgeschlossen. Ohne die Mitgliedschaft im Schwäbischen Bund – so das Fazit des Autors – wäre für Reutlingen weder die Behauptung der Reichsfreiheit noch die Einführung der Reformation denkbar gewesen.

Zu den in der frühen Neuzeit immer wieder ausgegrabenen Patentrezepten zur Überwindung der Armut breiter Bevölkerungsschichten zählt die Förderung der Seidenraupenzucht, die Befürworter geradezu als Allheilmittel priesen. Durch den Anbau von Maulbeerbäumen und die Aufzucht der Seidenraupen gewänne man die Rohstoffe im eigenen Land, die Armutbevölkerung fände beim Spinnen Arbeit und Verdienst, die öffentliche Fürsorge würde dadurch entlastet und die wohlhabenden Württemberger würden ihr Geld nicht mehr im Ausland ausgeben, sondern die begehrte Seide hierzulande einkaufen. *Rainer Loose* stellt kundig Aufbau und Förderung der Seidengewinnung in Württemberg ab den Krisenjahren nach 1815 vor. Die eigentlichen Schwerpunkte lagen zunächst zwar in Rottenburg, Hohenheim und im Oberland um Isny und Ravensburg, doch ab 1846 begann man auch noch in Reutlingen, unter der Achalm Maulbeerbäume anzupflanzen, ein Unternehmen von kurzer Blüte, da ab Ende der 1850er Jahre eine Seidenraupenkrankheit die Bestände in ganz Europa vernichtete. Loose beschränkt dabei seinen Blick nicht auf das bekannte Scheitern des Experiments, sondern weist auf eine »Schrittmacherfunktion« der Seidengewinnung für die aufblühende Baumwollspinnerei und damit für die beginnende Industrialisierung hin.

Mit der Seidenraupenzucht war auch der Pomologe Eduard Lucas als Leiter der 1843 neu gegründeten Gartenbauschule in Hohenheim betraut. Ihm und seinem eigentlichen Lebenswerk, dem berühmten Pomologischen Institut in Reutlingen, ist der umfangreichste, detailreiche, mitunter auch zu detailverliebte Beitrag von *Franz Friedrich Just* gewidmet. Just stellt in den ersten beiden Kapiteln Eduard Lucas Lebensweg, sein Werk und seine Persönlichkeit vor. Die folgenden drei Kapitel befassen sich mit dem Pomologischen Institut, seiner Entwicklung nach Lucas Tod sowie seinen Gärten und Gebäuden. Lucas hatte bereits die Hohenheimer Gartenbauschule zu ho-

hem Ansehen geführt. Seine Idee einer Höheren Lehranstalt für Pomologie und Gartenkultur konnte er aber nur dadurch verwirklichen, dass er selbst 1860 das Pomologische Institut in Reutlingen als private Anstalt errichtete. Lucas, dem die Universität Tübingen 1866 die Ehrendoktorwürde verlieh, wurde zu einem führenden und ungemein rührigen Pomologen, war Mitgründer und zeitweilig Vorsitzender des Deutschen Pomologenvereins und publizierte 48 Bücher, seine »Anleitung zum Obstbau« liegt heute in der 31. Auflage vor. Sein Institut erlangte internationales Ansehen, bis 1880 kamen rund 17 Prozent der Zöglinge von außerhalb des Deutschen Reiches, nur ein Viertel der Schüler stammte aus Württemberg. Trotz seiner Auflösung 1922 ist das Pomologische Institut heute im Reutlinger Stadtbild mit einzelnen Gebäuden, vor allem aber mit seinem Garten, der »Pomologie«, präsent geblieben.

Einem Denkmal des Ulmer Bildhauers Martin Schaible in der evangelischen Kirche von Gönningen ist der Beitrag von *Klaus Kemmler* gewidmet. Der der Bekennenden Kirche nahe stehende Gönninger Pfarrer Ernst Schüle hatte seit 1941 die Schaffung eines Mahnmals für die in der Fremde gestorbenen Samenhändler betrieben. Der Kern des Beitrags ist eine kommentierte Edition des einschlägigen Briefwechsels zwischen Pfarrer, Bildhauer, dem fördernden Kirchenrat und Kunstbeauftragten beim Oberkirchenrat in Stuttgart Kopp und weiteren beteiligten Personen. Mitten im Krieg gaben sie mit dem 1943 in der Kirche angebrachten Denkmal ein entschiedenes Zeugnis des christlichen Glaubens. Es inszeniert angesichts des Russlandfeldzugs nicht den heroischen Kampf und etwaigen »Heldentod«, sondern zeigt seine Kehrseite: den Schrecken des einsamen Todes in der Fremde. Seine tröstende Perspektive ist nicht eine wie auch immer geartete Sinnstiftung in nationalsozialistischem Geist, sondern das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes. Zweifelsohne musste dieses Denkmal den Nationalsozialisten, die die öffentlich wirksamere Anbringung an der Außenwand verhinderten, ein Dorn im Auge sein. Ob man seine Errichtung aber bereits als »Widerstand« bezeichnen sollte (S. 213), sei dahingestellt. Die Darstellung wird durch eine Edition der einschlägigen Einträge im Gönninger Totenbuch ergänzt.

Unterhaltsame, geradezu vergnügliche Lektüre bietet der mit Anmerkungen ergänzte Festvortrag von *Wilhelm Borth* über das Isolde-Kurz-Gymnasium, den der ehemalige Schulleiter anlässlich der Einweihung des 2002 erstellten Ergänzungsbaus hielt. Der geschickt aufgebaute Beitrag, der mit der Einweihung des stadtbildprägenden Neubaus an der Planie von 1896 einsetzt und sich anhand der Vorgängerbauten zurückhangelt, stellt kurzweilig und anekdotenreich die Entwicklung der ursprünglich privaten, später städtischen Höheren Töchter Schule zum heutigen Gymnasium vor. Buchbesprechungen schließen den gewohnt sorgfältig redigierten und reich bebilderten Band ab.

Herbert Aderbauer

Der 52. Band von *Ulm und Oberschwaben. Zeitschrift für Geschichte und Kunst* (2001) wird mit dem kleinen, kenntnisreichen Beitrag von *Achim Timmermann* über das spätgotische Taufziborium im Ulmer Münster eröffnet. Timmermann, inzwischen Assistant Professor an der Universität Michigan, erläutert den ikonologischen Typus des Taufbaldachins und zeigt die formale Abhängigkeit des unvollendet gebliebenen Werks von Brunnenbauten wie im Straßburger Münster und im Regensburger Dom auf. In Abgrenzung zu jüngeren Publikationen datiert er das Ulmer Ziborium überzeugend auf das Jahrzehnt um 1420–1430.

Alle weiteren Beiträge beschäftigen sich mit dem 19. und v.a. 20. Jahrhundert und weisen auch sonst vielerlei Bezüge untereinander auf, wengleich die einzelnen Fragestellungen und die methodischen Ansätze stark voneinander abweichen. Mit gleich zwei biographischen Arbeiten trägt der Band der neuen Wertschätzung dieser historiographischen Gattung Rechnung. Nach Heinrich Stooß und Franz Wiedemeier (Bd. 50 und 51) wird mit Hermann Wild erneut an einen Ulmer Politiker erinnert. *Heinrich Steinmeyer* stellt ihn als »einen liberalen, sozial denkenden, christlich orientierten und vom Humanismus bestimmten Pädagogen und Politiker« (S. 255) vor. Von Haus aus evangelischer Theologe und Pfarrer, hatte sich Wild 1915 in Schwäbisch Hall für das Lehramt entschieden. Als Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei, die 1918 in der DDP aufging, suchte er das politische Engagement und setzte sich in der Volksbildungsbewegung und für die Gründung der Volkshochschule ein. 1924 ans Ulmer Gymnasium gewechselt, hielt Wild auch in der NS-Zeit an seinen christlichen Werten und seinem humanitären Denken fest. Man wird seine Haltung wohl kaum – wie es Steinmeyer mit Vorbehalt tut (S. 205, 254f.) – als »Widerstand« bezeichnen können, einer Konfrontation mit dem NS-Regime ging er aus dem Weg. Leider liegen für diese Zeit

kaum Quellen vor, weshalb sich der Autor überwiegend auf die Nachkriegs-Memoiren Wilds stützen muss. Dies gilt leider auch für die Auseinandersetzungen mit dem späteren NS-Kultusminister Mergenthaler, dem Wild im Kollegium des Haller Gymnasiums begegnet war.

Wilds historische Bedeutung liegt in der frühen Nachkriegszeit. Als Vertrauter der amerikanischen Besatzungsmacht hatte er entscheidenden Anteil am Aufbau des Schulwesens in Stadt und Kreis Ulm. Seine politische Heimat fand Wild trotz seiner kirchlichen Bindung nicht in der CDU, in der er wohl – nach vorsichtiger Einschätzung Steinmeyers – zuviel Katholizismus fürchtete, sondern in der FDP/DVP um Theodor Heuss und Reinhold Maier. Neben seinem Engagement im Ulmer Gemeinderat vertrat Wild seine Partei auch in der Verfassungsgebenden Landesversammlung und anschließend im Landtag von Württemberg-Baden. Auch als Landespolitiker widmete er sich ganz den kirchen- und schulpolitischen Themen, wobei er – hier seinem liberalen Denken verpflichtet – nur zögerlich für den dezidiert christlichen Charakter der Gemeinschaftsschule eintrat.

Eine Biographie ganz anderer Art liefert *Gerhard Kaiser* mit seinem von Sympathie getragenen, episodischen und anekdotenreichen, manchmal etwas nostalgisch gefärbten Porträt der Journalistin und (Kinderbuch-)Autorin Johanne von Gemmingen. Fast ein Jahrhundert hatte sie überwiegend in Neu-Ulm gelebt und vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg das Kulturschaffen in beiden Städten als couragierte Kritikerin begleitet und mitgestaltet. Kaiser sucht nicht die kritische Distanz zur Porträtierten, im Gegenteil, in seiner flüssig geschriebenen Darstellung kommt Johanne von Gemmingen immer wieder selbst zu Wort, ihre Perspektive rückt in den Vordergrund. Von ihren regional durchaus erfolgreichen Büchern ist »Die Schwaben und andere Leut« heute noch im Handel. Johanne von Gemmingen starb 2001 im Alter von 99 Jahren kurz vor Erscheinen ihres Porträts. Ihr Nachlass wird künftig im Stadtarchiv Ulm der Forschung zugänglich sein.

Kristin Dannenbergs Beitrag über »Kommunale Selbstverwaltung in der Weimarer Republik« ist in Aufbau und Sprachduktus seine Herkunft als wissenschaftliche Magisterarbeit an der Universität Tübingen anzumerken. Die kommunale Selbstverwaltung erlebte gegenüber dem Kaiserreich einen gravierenden Umbruch. Der Erste Weltkrieg hatte ein Ausmaß an allgemeiner Not hervorgebracht, das den bekannten Rahmen sprengte und die bisherigen Fürsorgestrukturen überforderte. Gleichzeitig sahen sich die Kommunen in der Weimarer Republik einem Staat gegenüber, der durch seine Gesetzgebung in den Verwaltungsalltag der Städte eingriff und diesen gleichzeitig im Zuge der Erzbergerschen Finanzreform wesentliche Steuermittel entzog. Vor diesem Hintergrund untersucht die Autorin anhand der Gemeinderatsprotokolle die einzelnen Ressorts und Tätigkeitsfelder der kommunalen Selbstverwaltung Ulms. Am intensivsten geht sie berechtigterweise auf die Wohlfahrts- und Sozialpolitik der Stadt ein. Eigene Kapitel sind ferner der Gesundheitsfürsorge, der Schul- und Kulturpolitik, dem Wohnungsbau und der Stadtplanung, der Verkehrspolitik, der Wirtschaftspolitik und den städtischen Unternehmen gewidmet. Ulm hatte den Übergang zur Republik problemlos und mit einem hohen Maß an Kontinuität in den kommunalen Gremien und der Stadtverwaltung bewältigt. Mit dem DDP-Politiker und Juristen Emil Schwammberger hatte die Stadt 1919 bis 1933 einen Oberbürgermeister, der mit großer gestalterischer Kraft die Verwaltung reformierte und ihre Politik prägte. Durch den etwas starren Aufbau des Beitrags, der die einzelnen Ressorts nacheinander vorstellt, geht ein bisschen der Blick für die dynamische Entwicklung verloren, die sich durch den Einfluss der sich rasch verändernden Parteien-Konstellationen im Gemeinderat ergab. Insgesamt konstatiert Dannenberg für die Zeit der Weimarer Republik eine Ausweitung der kommunalen Aufgaben bei enger werdendem finanziellem Spielraum und kleiner werdendem Gestaltungsrahmen. Dabei unterstreicht sie besonders die Leistung der Stadt, vorausschauend und verantwortungsvoll verbleibende Möglichkeiten zu sozialpolitischen Maßnahmen genutzt zu haben. Der Autorin kommt das Verdienst zu, dieses komplexe und gewichtige Thema angemessen und materialreich dargestellt zu haben.

In seinem Beitrag zur Energiegeschichte untersucht *Albert Haug* den Einsatz von Wasserkraft, Dampfmaschinen, Gasmotoren und Elektro-Energie im Ulm des 19. und 20. Jahrhunderts. Technikgeschichtliche Aspekte stehen im Vordergrund, während die wirtschaftlichen und sozialen Konsequenzen vielfach nur angedeutet werden. Für den hierin nicht versierten Leser stellt der Autor allgemeinverständliche Überblicks-Kapitel zur Entwicklung und zu Einsatzformen der jeweiligen Energieform voran. Jahrhundertlang war die Blau mit ihren Mühlwerken der entscheidende Energielieferant der Stadt. Seit der Wende zum 19. Jahrhundert kamen die Wasserkraftwerke

zur Stromerzeugung an Donau und Iller als weitere Nutzungen der Wasserkraft hinzu. Die Dampfmaschine, einer der klassischen Indikatoren für die Industrialisierung, kam in Württemberg nur retardiert zum Einsatz. In Ulm dominierte noch 1860 die Wasserkraft. Die Rayon-Vorschriften der Bundesfestung verboten vielfach die feste Installation von Dampfmaschinen, was die Verwendung von Lokomobilen erforderlich machte. Für kleine und mittlere Betriebe waren Dampfmaschinen und die seit 1875 in Ulm eingesetzten Gasmotoren – einer versorgte übrigens die Münster-Orgel – noch vergleichsweise unhandlich, ihr Einsatz blieb auf wenige Jahrzehnte beschränkt. Von zentralerer Bedeutung war dagegen der Aufbau der städtischen Gasversorgung und Gasbeleuchtung, deren gravierende Auswirkungen auf das städtische Leben im Beitrag leider keine Erwähnung finden. Der Siegeszug der Elektro-Energie setzte in Ulm ab 1894 mit dem Bau von Dampf- und später Wasserkraftwerken zur Stromgewinnung ein. Die handlichen und billigeren Elektromotoren verdrängten rasch die bisherigen Alternativen. Aufgrund des Bevölkerungszuwachses berechnet Haug für das 19. Jahrhundert trotz des Einsatzes der neuen Energieformen einen sinkenden Pro-Kopf-Anteil der Energie. Eine solche Umrechnung ist für die vorindustrielle Zeit freilich nur bedingt sinnvoll, da die Bevölkerung die Energie nur in sehr indirekter Form nutzen konnte. Sie verstellt ein wenig den Blick dafür, dass Dampfmaschine und Gaswerk entscheidende Schritte zur industrialisierten Wirtschaft und Gesellschaft waren – man denke nur an die Straßen- und Hausbeleuchtung und an den Einsatz von Motoren unabhängig von Wasserläufen –, die gravierende und zukunftsweisende Veränderungen für das menschliche Leben brachten.

Herbert Aderbauer

Obwohl Munderkingen bis in die Neuzeit kirchenrechtlich ein Filial der Pfarrei Kirchen bildete, dürfte die Stadtkirche nach dem Ausweis ihres Patroziniums – sie ist dem fränkischen Hausheiligen Dionysius geweiht – bereits in karolingischer Zeit entstanden sein. Seit dem Spätmittelalter nahm die Seelsorge ein Chorherr der Prämonstratenserabtei Marchtal wahr; diesem Stift war die Pfarrei samt Filialen seit 1389 inkorporiert. In einer kleinen, reich bebilderten Schrift stellt Pfarrer Franz X. Schmid die bedeutenden spätmittelalterlichen Kunstwerke dieser Kirche vor und ordnet sie in ihren frömmigkeitsgeschichtlichen Kontext ein (*Franz Xaver Schmid, Munderkinger Passion. Flügelaltar, Schutzmantelchristus, Chorbogenkreuz, Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2000, 48 S., zahlreiche Abb., 5,- €*). Auf das Jahr 1473 werden die Tafelgemälde mit acht Szenen aus der Passion Christi und zwei Darstellungen aus dem Martyrium des Kirchenpatrons, des Hl. Dionys, datiert. Die Bilder dürften wohl von dem spätmittelalterlichen Hochaltar der Kirche stammen; offen ist letztlich die Frage, von welchem schwäbischen Künstler die Gemälde geschaffen wurden. Eine ikonographische Besonderheit stellt das Relief des Schutzmantelchristus dar. Das um 1510 entstandene Retabel des Vierzehnothelferalters zeigt Christus als Schmerzensmann, der seinen Mantel schützend über den Heiligen ausbreitet. Das monumentale Chorbogenkreuz weist der Autor dem Umkreis von Gregor Erhart, dem Sohn des Ulmer Bildschnitzers Michael Erhart zu. Die Bilder und erläuternden Texte des kleinen Bandes laden zu einer Fahrt in die Pfarrkirche der Donaustadt ein.

Wolfgang Zimmermann

Für manche Gemeinden fällt es schwer, ein verlässliches Ortsjubiläum zu feiern, ist doch oft die schriftliche Erstnennung nicht eindeutig zu datieren, so auch in Ofterdingen im Steinalachtal. Ein Eintrag im Schenkungsbuch des Benediktinerpriorats Reichenbach im Schwarzwald lässt sich mit aller Vorsicht in die Zeit um 1150 datieren. Das Ortsjubiläum im Jahr 2000 war Anlass für die Gemeinde, nach mehrjährigen Vorarbeiten eine fundierte Ortsgeschichte erarbeiten zu lassen (*850 Jahre Ofterdingen im Steinalachtal. Festbuch zur Erstnennung des Dorfes um 1150, hg. v. Gerhard Kittelberger, Ofterdingen: Selbstverlag der Gemeinde 2000, 477 S., 290 Abb., geb.*). Gerhard Kittelberger gelang es als Herausgeber, 16 Mitarbeiter zu gewinnen, die in 23 Beiträgen eine umfassende landeskundliche Darstellung der Gemeinde erarbeiteten. In einem ersten Teil werden die natürlichen und geschichtlichen Grundlagen des Dorfs behandelt (S. 13–310). Ausführlich wird die Kirchengeschichte des Mittelalters (*Gerhard Kittelberger*) und der Neuzeit (*Albert Esche*) geschildert. Die mittelalterliche Pfarrkirche St. Moriz lag auf dem Ofterdinger Berg (dort befand sich im Spätmittelalter auch eine Schwesternklause), umgeben vom Friedhof. Erst 1507 wurden die Pfarrrechte in den Ort transferiert. Bereits 1504 war das ehemalige Filial Nehren von der Pfarrei abge-

trennt worden. Mit der Reformation im Herzogtum Württemberg wurde auch Ofterdingen evangelisch.

Der zweite Teil des Bandes ist der Gemeinde in der Gegenwart gewidmet (darin auch eine kurze Darstellung der 1964 errichteten katholischen Pfarrei »Mariä Himmelfahrt«, S. 325f.) Der Band ist reich und überlegt bebildert. Die Beiträge sind sorgfältig auf breiter Quellenbasis recherchiert. Die präzisen Anmerkungsbelege sind ein Hinweis für die Professionalität, mit der Autoren und Herausgeber an dem Band gearbeitet haben. Eine großformatige Karte mit Eintrag der historischen Flurnamen im Anhang ist nicht nur für den Heimatforscher, sondern auch für den Kulturgeographen und Wirtschaftshistoriker von großem Interesse. Die Gemeinde Ofterdingen kann stolz auf dieses Heimatbuch sein!

Wolfgang Zimmermann

Wenn über Wirtschaftsgeschichte geschrieben wird, so ist zuallermeist von großen Konzernen des produzierenden Gewerbes die Rede und allenfalls noch von großen Handelshäusern. Was in der Regel vergessen wird, das ist der kleine Laden um die Ecke, und gerade dieser kleine Laden ist es, den wir alle mit der größten Selbstverständlichkeit fast täglich besuchen, um uns mit den gewohnten Kleinigkeiten des täglichen Bedarfs einzudecken.

Diese Lücke schließt Wilhelm Maute, und er tut dies mit geradezu unnachahmlicher Bravour (*Wilhelm Maute »Handel und Gewerbe im Wandel«. 150 Jahre Ebinger Wirtschaftsgeschichte, hg. v. Handels- und Gewerbeverein Albstadt-Ebingen aus Anlass der Neugründung des Vereins vor 50 Jahren, Albstadt 2004, 158 S., ca. 200 Abb.*). Dazu kommen ihm mehrere Umstände zupass: Erstens weiß er ganz genau, wovon er schreibt, denn er stammt aus einer alteingessenen Ebinger Einzelhändler-Familie; er selbst führte das Familienunternehmen und zwar durchaus erfolgreich. Zweitens erfüllte er sich einen lang gehegten Wunschtraum, indem er nach seiner Zuruhesetzung ein Geschichtsstudium absolvierte. Demnach hat er also das Handwerk des Historikers von Grund auf gelernt: Er weiß, wie man ein Archiv benützt und wie man mit Quellen umgeht. Drittens verfügt er über die gewiss nicht häufig anzutreffende Gabe, flüssig, unterhaltsam und überaus ansprechend schreiben zu können. Was unter diesen äußerst günstigen Bedingungen herauskam, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Kultur- und Sozialgeschichte des Einzelhandels, die von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Wende zum 21. Jahrhundert reicht und die meines Erachtens ihresgleichen sucht. Zur Sprache kommen beispielsweise Gesichtspunkte wie Gestaltung des Eingangsbereichs, die Schaufenster, die Werbung, die Auswirkung des elektrischen Lichts, der Verkaufsraum oder die Präsentation der Ware.

In einem zweiten Teil stellt Maute 36 Unternehmer- und Firmenporträts zusammen (S. 77–135). Die Geschichte des Handels- und Gewerbevereins (S. 136–141) und ein »Bilderbogen« (S. 144–155) schließen sich an. Diese Festschrift hätte es verdient, überregional wahrgenommen zu werden!

Peter Th. Lang

Otto Klaiber, 1922 in Ebingen geboren, hat mit Ausnahme seiner Militärzeit immer in seiner Heimatstadt gelebt. Dieses Leben beschreibt er mit ungemein großer und bis ins Einzelne gehender Ausführlichkeit, wobei er von allem die konkreten Lebensumstände ins Auge fasst, wie beispielsweise den Schulbesuch, die Lehre als Feinmechaniker, den Ministrantendienst oder die HJ (*Otto Klaiber, »Lebenserinnerungen eines Zeitzeugen aus Ebingen«, Albstadt: Selbstverlag 2004, 206 S., 48 Abb.*). Dazu kommen sehr präzise Angaben etwa über Lebensmittel, über Löhne und Preise oder auch über Freizeitverhalten, über Speisegewohnheiten und über die Verwendung von Verkehrsmitteln – um nur einige wenige Beispiele anzuführen.

Dergestalt erfährt man Einzelheiten, die in anderen Quellen allenfalls vereinzelt und, wenn überhaupt, dann nur mit großer Mühe entdeckt werden können, die aber zuallererst wohl nur hier, in dieser Lebensbeschreibung, schriftlich festgehalten sind. So lässt der Verfasser uns unter anderem wissen, wann die Margarine erstmals auf den Markt kam, oder wie viel Zigaretten sich in einer Schachtel befanden, als er jung war, welche Zigarettenmarken es damals gab und was diese kosteten; er hält auch fest, wann und wie in Ebingen welche Straßen asphaltiert wurden oder wie die Entsorgung der Plumps Klos in der Stadt organisiert war.

Auf diese Weise versteht es der Verfasser, uns eine ungemein breite Palette der zahllosen Aspekte des Alltagslebens vorzuführen. Was er uns in der Summe bietet, ist eine mitunter etwas weitläufige, aber doch stets äußerst vielseitige und hautnahe Alltagsgeschichte Ebingens im 20.

Jahrhundert, eine Alltagsgeschichte, wie sie andernorts wohl kaum zu finden sein dürfte. Dies macht ihren unschätzbaren Informationsgehalt aus.

Peter Th. Lang

Wenige Wochen, nachdem Hitler die Regierungsgewalt im Deutschen Reich übernommen hatte, wurde am 6. Mai 1933 der Munderkinger Pfarrer Dr. Karl Schmid von seinem Amt suspendiert. Er ist damit das erste Opfer des nationalsozialistischen Terrorregimes in der Diözese Rottenburg. Franz X. Schmid würdigt in einer kleinen, im Pfarrarchiv Munderkingen sowie dem Diözesanarchiv Rottenburg recherchierten Schrift das Leben des Geistlichen (*Franz X. Schmid, Der gerade Weg. Stadtpfarrer Dr. Karl Schmid 1920–1933, Munderkingen: Selbstverlag 1998, 82 S.*).

Karl Schmid (1872–1963) durchlief die typischen Etappen eines oberschwäbischen Jungen auf dem Weg zur Priesterweihe: Volksschule in seiner Heimatgemeinde Andelfingen, 1884 Wechsel an die Schule nach Riedlingen, danach 1889 an das Konvikt in Ehingen. 1893 wurde Schmid in das Tübinger Wilhelmsstift aufgenommen. Nach der Priesterweihe 1898 schloss er in seiner Vikariatszeit 1900 seine Dissertation ab. 1920 wurde Schmid Pfarrer in Munderkingen. Anhand verschiedener Quellen kann der Autor sehr plastisch das Wirken Schmidts in der Donaustadt nachzeichnen. In der Inflationszeit gelang es dem Geistlichen durch unkonventionelle Maßnahmen – u.a. mit Hilfe von Devisenspenden aus dem Ausland –, die größte Not zu lindern. Das Pfarrhaus wurde zum Umschlag für Lebensmittel. Von der Kanzel aus bot er den Armen Kartoffeln an. Früh engagierte sich Schmid für das Zentrum. 1931 konnte der Stadtpfarrer – inzwischen zum Ortsvorsitzenden der Partei gewählt – Staatspräsident Bolz als Redner in Munderkingen begrüßen. Die Auseinandersetzung mit den örtlichen Repräsentanten der NSDAP betrieb Schmid offensiv und konsequent. Trotz der wachsenden Propaganda der Nationalsozialisten, die zusehends auch nicht vor anonymen Drohungen zurückschreckten, konnte das Zentrum seine absolute Mehrheit in Munderkingen sicher verteidigen. Die in der Forschung diskutierte Resistenz des Katholizismus gegen den Nationalsozialismus lässt sich auch für Munderkingen nachweisen: Selbst in der Märzwahl 1933 erreichte das Zentrum noch 54 Prozent der Stimmen, die NSDAP lag mit 34,8 Prozent deutlich zurück.

Mit der »Gleichschaltung« des öffentlichen Lebens in den nächsten Monaten verlor auch das Zentrum seinen politischen Einfluss vor Ort. Die »Abrechnung« der Nationalsozialisten mit den Repräsentanten der Weimarer Ordnung war skrupellos: Am 26. April 1933 erschien eine Erklärung von Pfarrer Schmid im Donauboten, in der sich der Geistliche selbst der Verleumdung des politischen Gegners im Wahlkampf bezichtigte und zugleich versicherte, dass er sich nun in »Verehrung Hitlers ... nicht mehr übertreffen lasse«. Während die nationalsozialistische Propaganda den Wandel Schmidts vom Saulus zum Paulus verhöhnnte, war es für das politische und kirchliche Umfeld des Pfarrers in Munderkingen schnell klar, dass der Geistliche unter dem Druck der Nationalsozialisten einen vorgefertigten Text unterzeichnet hatte. Der »Fall Schmid« erregte publizistisches Aufsehen. Der Druck auf den Bischof wuchs. Bischof Sproll beurlaubte am 6. Mai Dr. Schmid (»parochus abstineat ab omnibus functionibus pastoralibus«.) Während sich der Pfarrer in einem Hospiz in Wiesbaden aufhielt und sich in dieser Zeit um eine Rehabilitierung seiner Person und eine Klarstellung der »Erklärung« mühte, riet Domkapitular Emil Kaim dem Geistlichen sich auf die vakante Pfarrstelle in Löffelstelzen bei Mergentheim zu bewerben. Allein auch diese Überlegungen zerschlugen sich. Letztlich blieb dem Pfarrer nur, sich unter dem offenen und verdeckten Druck der Nationalsozialisten aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und sich pensionieren zu lassen. Am 1. September 1933 verließ der Pfarrer mit seiner Schwester endgültig Munderkingen Richtung Riedlingen. Das nationalsozialistische Terrorregime hatte zu diesem Zeitpunkt die kleine Donaustadt bereits fest in ihrer »Gewalt«. Propaganda überformte die öffentliche Wahrnehmung. Das Hören von »Feindsendern« als Akt des intellektuellen Widerstands brachte Schmid 1940 mit vier weiteren Pfarrern 16 Monate Haft auf dem Hohenasperg ein.

Dem Autor ist es gelungen, durch seine quellennahe Darstellung sehr plastisch die politischen Auseinandersetzungen der späten Weimarer Zeit auf lokaler Ebene darzustellen. Begriffe wie »Machtergreifung« oder »Widerstand« werden in konkrete Handlungskontexte eingebettet. So leistet die Schrift nicht nur einen Beitrag zur Geschichte der Diözese Rottenburg in den 1920er und 1930er Jahren, sondern auch zur Erforschung der politischen Kultur des Katholizismus jener Zeit. Es wäre spannend, die Beobachtungen von Schmid in größere Forschungskontexte einzuordnen.

Wolfgang Zimmermann

Im Jahr 1997 verstarb der langjährige Präsident des Bundes der Vertriebenen, Herbert Czaja. Ein umfangreicher Sammelband, der von seiner Tochter Christine Czaja herausgegeben wurde, würdigt Leben und Werk des katholischen CDU-Politikers (*Herbert Czaja. Anwalt für Menschenrechte, hg. v. Christine Czaja, Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen 2003, 425 S., 17 Abb., geb. € 24,50*). Der Band gliedert sich in drei Teile. Die Beiträge des ersten Teils sind dem Leben und dem Werk Czajas gewidmet (S. 21–184); in einem zweiten Teil (S. 185–220) sind Würdigungen und Nachrufe auf Herbert Czaja abgedruckt.

Bereits ein flüchtiger Blick auf die Vita Herbert Czajas zeigt, wie sich in der Biographie dieses rastlos wirkenden Sachwalters für die Belange der Heimatvertriebenen die Geschichte Deutschlands widerspiegelt. Es ist ein deutscher Lebenslauf, der das ganze »lange« 20. Jahrhundert durchmisst: geboren 1914 in Österreichisch-Schlesien, Studium in Krakau und Wien. Zeitgleich mit seiner Promotion in Krakau 1939 brachte Nazi-Deutschland den Krieg über Polen. Auf Kriegsdienst, Verwundung und Gefangenschaft folgte 1945 die Rückkehr in die Heimat, aus der Czaja ein Jahr später vertrieben wird. In seiner neuen Heimat Stuttgart engagierte er sich sofort in der CDU, ab 1947 als Mitglied des Stuttgarter Stadtrats. Von 1953 bis 1990 war Czaja Mitglied im Deutschen Bundestag. Zugleich nahm er zahlreiche Funktionen in Verbänden und Einrichtungen der Vertriebenen wahr: als Sprecher der Landsmannschaft der Oberschlesier, als Präsident des Bundes der Vertriebenen (1970–1994), als Vorsitzender des Kuratoriums der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (1974–1997), als Vorstandsvorsitzender der Stiftung Haus Oberschlesien (1985–1997). Alle diese Aspekte werden in den Artikeln zu Leben und Werk durch Autoren aus dem Umfeld Herbert Czajas ausführlich dargestellt. Besonders die Ausführungen der Tochter zeigen, welch umfangreiches, für die zeitgeschichtliche Forschung unentbehrliches Material in dem persönlichen Nachlass des Verstorbenen vorliegt.

Absgeschlossen wird der Band durch eine umfangreiche Dokumentation, in der Reden und Texte Czajas veröffentlicht werden (S. 221–413). Gern werden Zeithistoriker, die sich mit der Geschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigen, auf diese Sammlung zurückgreifen.

Wolfgang Zimmermann